



Beat Schmocker

## Funken der Neunten

**Kürzlich war ich eingeladen, einer Aufführung der Neunten Sinfonie von Ludwig van Beethoven beizuwohnen. Zuerst war ich unschlüssig, ob ich diese Einladung überhaupt annehmen soll. Denn seine ›Neunte‹ hörte ich schon so oft, und sie ist mir vertraut; manchmal erscheint sie mir gar suspekt, weil sie von unterschiedlichsten Interessensgruppen vereinnahmt wird. Dann ist auch mein Gehör inzwischen so abgebaut, dass es keinen Unterschied mehr macht, ob ich ein Konzert live vor Ort oder ab Monogerät höre. Schließlich sagte ich aber doch zu. Ich wollte herausfinden, was mir Beethovens ›Neunte‹ heute, für den ›letzten Satz‹ meines Da-Seins, sagt. Und ich hörte – vielleicht zum ersten Mal – richtig gut zu.**

Anfänglich war ich dann doch etwas aufgeregt. Ich beobachtete im Saal die Leute, voller Erwartungen; auf der Bühne die Musikerinnen und Musiker, die sich ganz bei der Sache einrichteten. Auftritt des Dirigenten (ja, ein Mann). Kurzer Applaus. Das Licht wird gedämpft. Letztes Räuspern. Ruhe. Der Dirigent gebietet volle Konzentration, gibt dann den Einsatz. Leise beginnt der erste Satz. Und ich tauche zuhörend in mein Gedankenreich ein.

### I. **Allegro ma non troppo, un poco maestoso** – oder: Mensch Beethoven

Ludwig van Beethoven war zweifelslos ein ganz besonderer Mensch. Vor allem aber war er ein *Mensch*, leidenschaftlich, suchend, hoffend, einsam, verletzlich. Bereits als Kind erlebte er Gewalt, Missbrauch und schlimmste Vernachlässigung, vor allem durch seinen eigenen Vater; und als Erwachsener zunehmend Anfeindungen und Isolierung. Es fehlte wenig, und er hätte sein Leben selbst beendet. Doch er fühlte sich verpflichtet, erst alles hervorzubringen, was in ihm war. Denn – dessen war auch er sich sicher – seine Musik war bahnbrechend und ist auch für die Nachwelt bedeutend.

Als der 54-jährige Beethoven 1824, mitten in der politischen Restauration, und zwölf Jahre nach seiner letzten, seine *neunte* Sinfonie uraufführen ließ, war er schon seit fast zehn Jahren vollkommen gehörlos. Bereits als 28-jähriger wurde er sich der Erkrankung seines Gehörs schmerzlich gewahr. Doch obwohl der fortschreitende Verlust seines Gehörs für sein Musiktalent natürlich nur schwer zu ertragen war, meisterte der perfektionistische Komponist diese Begrenzung scheinbar spielend. Viel mehr lasteten die sozialen Folgen seines Hörverlustes auf ihm; das belegen das ›Heiligenstadt-Testament‹ (1802) oder die Konversationshefte, die er ab 1818 gebrauchte. Zunächst versuchte er noch seine ›Taubheit‹ möglichst geheim zu halten; er ging immer seltener unter Menschen und reduzierte seine privaten Kontakte. Später entwickelte er typische Vermeidungsverhalten, wechselte häufig seine Wohnorte und reagierte zunehmend ungehalten auf alles, was ihn aus der Gesellschaft ausgrenzte.

War er nach der Uraufführung seiner siebten und achten Sinfonie und der Mitwirkung beim Kulturprogramm des ›Wiener Kongresses‹ 1814/1815 noch auf dem Höhepunkt seiner Bekanntheit, wurde er immer mehr zu einem allen misstrauenden, zutiefst einsamen Menschen in immer grösser werdender Bedrängnis und Dauerfrustration. Und sein persönliches Umfeld störte sich an seiner wachsenden ›Verwahrlosung‹ oder ging einfach über sie hinweg. Dazu kam ein zermürbend langer bizarrer Rechtsstreit um die Vormundschaft über seinen Neffen.

Schon ab 1812 plagten den selbständigen Musikunternehmer zudem chronische Geldnöte. Aber ab 1816 lagen seine Einkünfte beständig und bis zu seinem Tod am oder unter dem absoluten Existenzminimum. Oft genug musste er seine Honorare in komplizierten Gerichtsverfahren einklagen; und ebensolche folgten seitens seiner Darlehensgeber, die bei ihm Schulden eintreiben mussten. Alle Noten, die er machte, brächten ihn nicht aus den Nöthen, schrieb Beethoven 1823 in einem Wortspiel.

Alles in allem war Beethoven also, nebst seinem Genie, eine vulnerable Person, der heute wohl solidarisch-sorgende Fachhilfe zuteilwerden würde. Allerdings war er kein Einzelfall.



Bis in die Zeit, als Ludwig van Beethoven an seiner neunten Sinfonie schrieb, bevölkerte zwar noch keine Milliarde Menschen die Erde, und in Wien mit seiner weiten Umgebung, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte, lebten nur rund 230'000 Menschen. Trotzdem waren die Lebensverhältnisse allgemein sehr beengt, die hygienischen Zustände verheerend. Die Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit war sehr hoch, die durchschnittliche Lebenserwartung der Erwachsenen nicht einmal halb so hoch wie heute. Permanent wüteten schwere Epidemien und kosteten unzähligen Menschen das Leben. Armut und Massenelend waren überwältigend groß, Kinderarbeit weit verbreitet. Zahlreiche Waisenkinder lebten, sich selbst überlassen, auf der Straße; eine allgemeine Schulbildung war nicht vorgesehen. Die Zahl der unehelich geborenen Kinder war höher als die der ehelich geborenen; trotzdem wurden sie und ihre ledigen Mütter systematisch stigmatisiert und sozial diskriminiert.

Die Menschen erlebten zudem das permanente Kriegsgeschehen längst als ›Normalzustand‹. Die napoleonischen Kriege waren Völkerschlachten, die zehntausenden Menschen das Leben kosteten und noch weit mehr zu Invaliden machten. 1809 wurde Wien von französischen Truppen besetzt, die Bevölkerung, die schon 1805 unter der Einquartierung und Verpflegung der französischen Soldaten litt, wurde zur Landwehr verpflichtet. Immer wieder kam es zu Lebensmittelknappheit und Steuerdruck, 1811 gar zum Staatsbankrott, und folglich zu mehreren Volksaufständen. Das nach 1815 immer effizienter werdende Zensur- und Spitzelwesens im absolutistischen Polizeistaat Metternichs schlug sie nieder und unterdrückte gleichzeitig das erstarkende Bürgertum Wiens mit seinen liberalen Strömungen.

In den 1820er Jahren verschlechterte sich Beethovens gesundheitliche Situation zunehmend. Er litt schon als Kind, mit fortschreitendem Alter aber häufiger und intensiver, an heftigen Krankheiten. Im Sommer 1821 war er einer schweren Gelbsucht ausgesetzt, später kamen Wasseransammlungen in den Beinen und im Unterleib, im Dezember 1826 eine Lungenentzündung und schwere Symptome einer Leberzirrhose hinzu, so dass Beethoven das Krankenbett schließlich nicht mehr verlassen konnte. Am 26. März 1827, knapp drei Jahre nach der Uraufführung seiner neunten und letzten Sinfonie, starb der liberale Bürger Ludwig van Beethoven im Alter von 56 Jahren.

Die letzten Takte des ersten Satzes verstummen. Vor meinem inneren Auge sehe ich das matte und elende Erscheinungsbild Beethovens, das seine leidvollen körperlichen und sozialen Erfahrungen wiedergibt. Im Publikum erneutes Räuspern. Der Dirigent lässt uns kurz Zeit, durchzuatmen. Dann der Einsatz zum fulminanten Start in den zweiten Satz. In meine Gedanken kommt Bewegung.

## II. **Molto vivace** – oder: die ›Aufklärung‹ als soziale Bewegung

Beethovens meisterhafte Musik widerspiegelt die gesellschaftlichen Umbrüche und den sozialen Wandel seiner Zeit. Das aufgeklärte Klima in seiner Heimat, der kleinen Kurfürsten-Residenzstadt Bonn am Rhein, hatte ihn geprägt. Er orientierte sich am einfachen Bürgertum, das zunehmend an Einfluss gewann und für Menschenrechte, Bildung und Modernisierung kämpfte und vor allem bei der Obrigkeit die zentrale Pflicht des Staates einforderte, sich in erster Linie um das Gemeinwohl zu sorgen, statt um die eigene Pfründe. So war für Beethoven die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts, die wir ›Aufklärung‹ nennen, mit ihren Idealen der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zeitlessly wichtig. Auch in seinem musikalischen Werk beschäftigte ihn die zentrale Frage dieser Denkrichtung immer wieder: ›Wann wird der Zeitpunkt kommen, an dem es *nur* ›Menschen‹ geben wird, ohne Stände und deren Privilegien?‹. Besonders deutlich wird seine Nähe zu humanistischen Werten in seiner ›Neunten‹. Sie darf durchaus als Aufforderung, die Emanzipationsprozesse der ›Aufklärung‹ immer wieder aufzunehmen und unbedingt weiterzuführen, verstanden werden.

Die ›Aufklärung‹ wollte die Menschen befreien und die Rationalität (Vernunft) stärken. Gut 200 Jahre nach Beethoven können wir sagen, dass durch diese Bewegung – nicht zuletzt wegen der Bildung und der Wissenschaft – die Welt tatsächlich besser geworden ist. Zufrieden mit dem Erreichten können wir allerdings nicht sein.



Zu Beethovens Zeiten starb ein gutes Drittel aller Kinder, bevor sie das Jugendalter erreichten; viele Frauen starben im Kindsbett. Heute sind diese Zahlen bei uns statistisch fast nicht mehr zu erfassen (wobei jeder Tod einer Mutter oder eines Kindes für die Betroffenen immer schmerzlich bleibt), und wir leben im Durchschnitt doppelt so lange wie die Menschen im frühen 19. Jahrhundert.

Und während damals gut 90 Prozent der Bevölkerung in Verhältnissen lebte, die wir als extreme ›absolute Armut‹ bezeichnen, sind es heute weltweit ›nur noch‹ rund 12 Prozent (was natürlich immer noch zu viel ist). Und wenn bei uns heute noch rund neun Prozent unter der (nur noch) ›relativen Armutsgrenze‹ leben, dann ist das für eine der reichsten Demokratien der Welt ein gesellschaftlicher Skandal, der zudem nicht mal entsprechend bearbeitet wird (weil vor allem Frauen betroffen sind?).

Die fürchterlichen Kriege zwischen den Großmächten Europas betrafen die Bevölkerung damals flächendeckend. Heute gibt es zwar im globalen Maßstab immer wieder irgendwo brutale Kriege, keine Frage, oft von Autokraten und Oligarchen gegen die eigene Bevölkerung oder gegen die ihnen verhassten Volksgruppen geführt. Aber diese Kriege betreffen relativ erheblich kleinere Teile der Bevölkerung als damals. Zudem gibt es heute globale Institutionen und Regelwerke, die Kriege zu verhindern oder zu sanktionieren suchen. Das ist ein deutlicher Fortschritt, für die betroffene Bevölkerung in Palästina, Somalia, Syrien, im Donbass oder wo auch immer, gleichwohl noch keine gute Nachricht.

Und zu Beethovens Zeiten gab es nicht nur in vielen Teilen der Welt Sklaverei, sie war auch moralisch, politisch und religiös allgemein erlaubt, geduldet und wurde sogar offiziell gefördert. Heute ist Sklaverei weltweit geächtet und verboten (was allerdings nicht verhindert, dass immer noch rund 50 Millionen Menschen weltweit, vor allem Frauen und Kinder, in moderner Sklaverei leben).

›Aufklärung‹, die Beethoven so wichtig war, könnte also funktionieren und Fortschritte erzielen. Doch in unserer Welt gibt es immer noch Totalitarismen, patriarchale Systeme, autoritären Populismus, Dogmen, die gegen Aufklärung und freie Menschen (z.B. afghanische Frauen) vorgehen. Wir erleben heute gar einen Wandel hin zu einer neuen Welt-*Unordnung*, in der nicht Rechte (Menschenrecht, Völkerrecht) gelten sollen, sondern die Gesetze der schieren (vom Kapital gestützten) Macht. Und diese neue Dynamisierung des monetären Kapitals, der nach wie vor unverbrüchliche Glaube an endloses Wirtschaftswachstum und die ›Ökonomie‹, die sich des Sinns ihres Begriffs (Gesetz des häuslichen Lebens) längst entledigt hat, zwingen uns heute – mittlerweile in globalisierten Dimensionen – mit einer scheinbar alternativlosen Notwendigkeit zu einer einzigen Perspektive, welche die vielen Perspektiven pluraler Menschen obsolet macht. Und die fortschreitende Virtualisierung unserer ›Lebenswelten‹ bedroht existenziell die Beständigkeit einer Welt, in der wir wohnen können.

Viele der negativen, gar unmoralischen Entwicklungen, lassen sich zwar nicht einfach aufhalten oder gar zurückdrehen. Chancenlos sind wir jedoch nicht: Wir können sie wenigstens kritisch begleiten, und wir können beständig überprüfen, ob wir tatsächlich wollen, was wir unreflektiert tun. Es liegt in unserer Macht, dass wir die ontologische Unterscheidung von *Virtualität* und *Realität* niemals aufgeben und uns populistischen Manipulationen, Fake News und der Erosion der öffentlichen Kontrolle entschieden entgegenstellen; und nicht zuletzt, dass wir die Verheißungen des postmodernen Konstruktivismus kritisch erforschen. Wissen statt Autoritarismus (also ›Aufklärung‹) ist unsere Chance.

Beethoven war nicht nur diese ›Aufklärung‹ wichtig, er war auch ein sehr politischer Mensch; würde er heute leben, wäre er möglicherweise ein ›Klima-Aktivist‹. Für ihn war klar: Mit der Nähe zur Natur ließe sich auch menschliches Leiden überwinden; und umgekehrt: Die Menschen-Natur wäre in der Lage, die Welt zu verbessern. Entscheidend ist die Erfahrung der Anwesenheit der anderen in der Sorge um Mitmenschen: die ›Freundschaft‹, eingebettet in aktiv tätigen Umgang mit der Umwelt.

Der schnelle Schluss des zweiten Satzes reißt mich aus den Gedanken. Ich verbinde meine Eindrücke mit den vielen Menschen im Saal, die mehrheitlich eher unruhig auf ihren Sitzen ranken. Nicht wenige scheinen aufgewühlt zu sein. Aber der Dirigent gibt schon wieder den Einsatz. Der dritte Satz beginnt so, als ginge es nun um eine Art ›Verkündigung‹.



### III. **Adagio molto e cantabile** – oder: von Menschen und Mitmenschen

Der kritische Aufklärer Beethoven dürfte sich auf seinen langen Spaziergängen durch die Natur, die ihm so viel bedeutete, auch Gedanken zur Frage gemacht haben: Was sind wir Menschen? Was macht die noch einzig übriggebliebene Art der Gattung ›Homo‹ aus der Familie der Anthropoiden in ihrem Kern aus?

Wäre ich auf einem dieser Spaziergänge mit dabei, würde ich wohl einige Gedanken aus der Sicht meiner Disziplin in unseren Austausch über ›Menschen und Mitmenschen‹ einbringen. Danach ist beispielsweise die ›Polarität‹, das komplementäre Verhältnis von *Gleichheit* und *Verschiedenheit* ein gewichtiges Charakteristikum der Menschen (nur im Plural; es gibt *den* Menschen nicht): einerseits die ›Gleichheit‹ in unserem Mensch-Sein, den Bedürfnissen und der psycho-sozialen Grundstruktur, andererseits die ›Verschiedenheit‹ wegen unserer Persönlichkeit, Einmaligkeit und Freiheit.

Gleich sind wir alle darin, dass wir Organismen sind, d.h. *lebendige* Systeme mit zusammenwirkenden Organen, und dass wir somit alle die gleichen Bedürfnisse haben, die wir befriedigen müssen, um überleben zu können. Gleich sind wir auch darin, dass wir *uns selbst bewusst* sind, d.h. uns unsere Zustände bewusst machen können. Dieses Selbstbewusstsein (nicht zu verwechseln mit Selbstsicherheit), also unsere ›Personalität‹, kann sich jedoch nur dann entwickeln und zur Persönlichkeit ausbilden, wenn uns unsere Mitmenschen in unserem Verhalten spiegeln. Auch darin sind wir alle gleich.

Verschieden sind wir in unserer Einzigartigkeit, Persönlichkeit, Individualität, Kulturalität usw. Eng verbunden damit ist die wechselseitige *Abhängigkeit* zwischen Individuen, aber auch zwischen uns und unseren Gemeinschaften, die wir bilden, und die wir aus existenziellen Gründen möglichst verlässlich gestalten müssen, in dem wir uns – gerade wegen der Polarität – gegenseitig allgemeine *Grundrechte* garantieren und uns untereinander der *Menschenwürde* versichern.

So gesehen sind wir Menschen in vielerlei Hinsicht aufeinander angewiesene, ›leibhaftige Wesen mit Personalität‹ oder ›verkörperte Personen‹, die mit dem ganzen Leib fühlen, wahrnehmen und handeln. Menschliches Erleben (Empfinden, Fühlen, Wahrnehmen, Denken) und Tätigsein (Bewusstsein, Erkennen, Anerkennen, Kooperieren) kommt immer nur als ständige Interaktion zwischen Körper und Gehirn (als Teil des Körpers) und Umwelt, insbesondere soziale Umwelt (also andere Menschen) zustande. Empathisches Vermögen z.B. lässt uns Gefühle der anderen als deren *körperlichen* Ausdruck und Verhalten wahrnehmen. In diesem Erleben entsteht in Sekundenbruchteilen ein Wechselspiel, eine zwischenleibliche Resonanz, mit der sich, oft ohne die Beteiligung von Bewusstheit, unsere je individuelle charakteristische Persönlichkeit entfaltet und sich Verschiedenheit ausbildet.

Ein solches ›Wechselspiel‹, das Persönlichkeit bildet, kann ich mir beispielsweise so vorstellen: Dadurch, dass wir Menschen von anderen erkannt werden, können wir uns selbst erkennen; und nur, wenn wir uns selbst erkennen, können wir uns auch selbst anerkennen; und nur, wenn wir uns selbst anerkennen, können uns auch andere anerkennen; und nur dann können auch wir andere anerkennen; und nur dann können auch sie sich selbst anerkennen und selbst erkennen. Den ›konkret anderen‹ anerkennen gelingt allerdings nur, wenn das ›Ich‹ ihn nicht *zu genau* erkennt. Emmanuel Lévinas macht das Gelingen dieser grundlegend intersubjektiven Erfahrung davon abhängig, dass wir das ›Antlitz‹ der/des anderen nicht vollständig erfassen, sondern ihm immer ein Moment der Fremdheit und Unantastbarkeit belassen. Das heißt dann aber auch, dass unsere Personalität, unser ›Selbst‹ nur als dynamische, offene Struktur zu begreifen ist, als quasi andauerndes ›Selbstgespräch‹.

Und wenn es also stimmt, dass jede/r Einzelne eine sich selbst bewusst *erlebende* und zugleich auf andere bezogen kooperativ *handelnde*, eine *freie* und zugleich *abhängige* Person ist, dann ist uns zwingend die gegenseitige ›Anerkennung‹ *moralisch* geboten; und auch die ›Verschiedenheit‹ (unserer Gleichheit wegen) haben wir – vor allem *strukturell* – zu schützen. Denn wegen der grundlegendsten Form unserer Existenz, der lebendigen Leiblichkeit, sind wir grundsätzlich auch verletzlich (letztlich sterblich). Doch bis zu einem gewissen Grad können wir uns vor Verletzlichkeit auch schützen, sind dazu jedoch wieder auf unsere Mitmenschen, bzw. die Kooperation mit ihnen, angewiesen...



Weder der ›Wille‹ (Voluntarismus) noch die ›Vernunft‹ (Rationalismus) ist also das entscheidende Merkmal der Menschen, sondern unsere interaktive und abhängige Leiblichkeit und damit unsere ›Mitmenschlichkeit‹ (Humanismus). Letztlich geht es immer um die Mitmenschlichkeit!

Und insofern bedürfen wir zwingend einer ›Ethik der Mitmenschlichkeit‹. Alles, was für das individuelle und das kollektive Fortbestehen bedeutsam ist, hat großen Wert. Bei der Gestaltung des eigenen Lebens hat folglich jede/r das moralische Recht auf den Schutz vor Verletzlichkeit, wobei nur die anderen uns dieses Recht einräumen und gewähren können. Und deshalb geht es für uns alle um die entsprechend kooperative Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen, der politischen und gesellschaftlichen Strukturen, nämlich daraufhin, dass die *Individual-Rechte* auch durch individuelle und kollektive Leistung von *Pflichten* gedeckt sind. Kurz: Jeder Mensch hat das moralische Recht auf die volle Entfaltung seines/ihrer Lebens, und ebenso die Pflicht, anderen zu diesem Recht zu verhelfen. (Ich bin mir praktisch sicher, dass das Beethoven auch so sieht.)

Zentral daran ist die funktionale, moralische und politische *Verantwortung*. Und damit wird die Verantwortungsübernahme zur vordringlichsten humanistischen Frage, die im Kern bedeutet, uns auch für ein gutes oder gelungenes Leben für alle einzusetzen, also ein Miteinander-Handeln, das von der *Sorge* für die Mitmenschen, für die lebendige Erde und für eine Welt, in der wir leben können, geprägt ist. (Beethovens Briefe zeugen übrigens immer wieder von seiner Sorge um Mitmenschen.)

Bei dieser Verantwortungsübernahme sind die Bedingtheiten unseres Seins auch unsere Möglichkeiten und unserer Freiheit. So ließe sich z.B. nach Hannah Arendt die Gestaltung der Welt wesentlich dadurch positiv beeinflussen, wenn wir – statt immer nur auf unsere *Mortalität* (die Tatsache, dass wir sterben werden) zu fokussieren – den Blick mehr auf unsere *Natalität* (die Tatsache, dass wir geboren werden; und damit neu anfangen) richten würden und darauf, dass wir alle von einer Frau geboren wurden. Wir würden mehr Anfänge initiieren, wenn wir die ›Gebürtigkeit‹ zur fundamentalen Kategorie von Politik und Ethik erklären würden, und könnten so wesentlich mehr vermeintlich unabänderliche Prozesse unterbrechen.

Es ist längst noch nicht alles gesagt, aber Beethoven lässt mir keine Zeit, mich weiter mit ihm über das Wesen von uns Menschen zu unterhalten. Alles drängt auf das Finale hin, auf sein Manifest der Mitmenschlichkeit. Konzentriert geht es in den markanten Auftakt zum vierten Satz.

#### IV. **Presto** – oder: ein humanistisches Statement

Vor dem Hintergrund Beethovens persönlicher Situation und Herausforderung seines Lebens bleibt die Energie erstaunlich, mit der er dieses große, komplexe Werk seiner ›Neunten‹ realisierte. Da ist es uns sicherlich geboten, dass wir seiner Musik mit all unserer Aufmerksamkeit und Konzentration zuhören. Vielleicht können daraus dann Entwicklungs-Prozesse hervorgehen, welche der ›Menschenwürde‹ und ›Menschlichkeit‹ gerecht werden.

Der Ausgangspunkt seiner Botschaft ist das naheliegende. Von der Zukunft erwarten wir das Gute, und solches Hoffen ist Grund zur Freude. Und von dieser Freude wird gesagt, dass sie die Menschen zusammenführen wird. Die Freude und die Freundschaft, die Gemeinschaft vermag jedes Mühen und Leiden, jede Krankheit, bittere häusliche Gewalt und jede Ausgeschlossenheit zu durchdringen.

Der aufgeklärte Bürger Beethoven war in heutigen Begriffen jedoch auch ein rebellischer Rockstar, jedenfalls Visionär und Kosmopolit. Er hoffte auf den Tag, wo es nur noch ›Menschen‹ und für alle Freiheit von Herrschaft und Unterdrückung geben wird. Seine Devise, schon zu seiner Bonner Zeit, war: »Wohltun, wo man kann, Freiheit über alles lieben, Wahrheit nie (auch nicht vor der Staatsgewalt) verleugnen.« (Mit Letzterem handelte er sich mehr als einmal große Schwierigkeiten ein.) Vor diesem Hintergrund trat er für Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit ein. Er war mutig, leidenschaftlich, eigenwillig und erfinderisch, steckte voller Fantasie und musikalischer Ideen.



Für den Inhalt seiner ›*Ode an die Freude*‹ entlehnte er Teile aus Schillers gleichnamigen Gedicht (1785), welches die Gesellschaft gleichberechtigter Menschen, die in Freude und Freundschaft verbunden sind, zum Thema hat. Doch für die Melodie dazu suchte er nach etwas komplett anderem, als das, was er selbst je geschrieben hatte und bisher geschrieben wurde. Sie gleicht einem Volkslied, das jede/r mitsingen konnte, als würde es schon lange existieren. Denn die Melodie, die seine Botschaft übermitteln soll, musste für alle Menschen eingängig sein, um sie dort zu erreichen, wo sie fürs Aufwecken empfänglich sind.

Dieser Weckruf betrifft uns angesichts der heutigen Problematiken gleichermaßen, all die soziale Ungleichheit, Unterdrückung, die Genozide, Nationalismen, Rassismen, Stereotypismen und ihre verheerenden Folgen. Die Fragen sind die gleichen wie damals: Was kann man konkret tun? Wie bestreitet man vor all den schwer zu ertragenden Krisen da seinen Alltag? Wie lässt sich das Böse aus der Welt verbannen oder zumindest aufhalten?

Beethoven erkannte die Verletzlichkeit der Menschheit, er wollte sie unter Schutz gestellt, in Sicherheit und von Fürsorge ›umschlungen‹ wissen. Dazu mutet er uns, zumindest für uns heute, große Begriffe zu: Brüderlichkeit, Freundschaft, Geborgenheit, Verbundenheit. Er will uns mit seiner Musik bewegen, mit ihrer Symbolik der ›Liebe‹: Wir müssen einander *lieben*, nicht, weil wir nach dem ›Ebenbild Gottes‹ geschaffen sind, sondern, weil wir *Menschen* sind. Wir können uns gegenseitig Gutes tun, können die Idee von Frieden, Freiheit, Gemeinsinn und Freude weitergeben.

Niemand weiß besser, wie wichtig echte Gemeinschaft und Solidarität ist, als ein machtloser, zutiefst einsamer Mensch, der ahnt, dass er bald sterben wird. Aber Beethoven feiert trotzdem das, was er selber nicht (mehr) haben kann, und er hinterlässt uns mit seiner ›Neunten‹ ein Statement.

Wir müssen vielleicht einiges neu denken und für uns übersetzten, um die Botschaft, adaptiert in der widersprüchlichen Phase der frühen Epoche des Biedermeier, zu verstehen:

*O Freunde, nicht diese Töne! Sondern lasst uns  
angenehmere anstimmen und freudenvollere!*

*Freude! Freude! Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium\*). Wir betreten feuertrun-  
ken, Himmlische, dein Heiligtum!*

\*) Mythologische Insel der Seligen

*Deine Zauber binden wieder, was die Mode  
streng geteilt.*

*Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter  
Flügel weilt.*

*Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes  
Freund zu sein; wer ein holdes Weib errungen,  
mische seinen Jubel ein! Ja, wer auch nur eine  
Seele sein nennt auf dem Erdenrund!*

*Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich  
aus diesem Bund!*

Mitmenschen! Nicht noch mehr von diesem zerstörerischen Fortschritt! Sondern lasst uns endlich die wissenschaftlich vernünftigen und humanistischen Ideen der Aufklärung verwirklichen! Haltet euch an die ›Freude‹, an die Freude am vollen Leben. Gestaltet eure Freiheit in demokratischer Mitmenschlichkeit; verhelft euch gegenseitig zum befriedigenden Wohlbefinden; lasst euch vom Prinzip menschlichen Lebens (Menschsein heißt Mensch werden und dafür verantwortlich sein) freudig antreiben.

Der Freude ins Innerste folgen erfüllt uns mit der Kraft, unsere Umgebung wieder in Ordnung zu bringen und das zu verbinden, was wir mit unserem Konsumismus (›Spaß‹ ist keine Freude) und unserer Gier fahrlässig getrennt haben.

Alle Menschen werden sich sozial gerecht und solidarisch verhalten, wo immer die sanfte Freuden-Kraft der Menschlichkeit wirkt.

Wer sich Freundschaften schenkt und Partnerschaften verlässlich eingeht, ja, alle Menschen, die mit sich selbst achtsam umgehen, erfahren diese Freude und können sie bejubeln.

Nur, wenn wir die Sorge um andere nicht wenigstens versuchen, entlassen wir uns selbst aus der Gemeinschaftlichkeit.



*Freude trinken alle Wesen an den Brüsten der Natur; alle Guten, alle Bösen folgen ihrer Rosenspur.*

*Küsse gab sie uns und Reben, einen Freund, geprüft im Tod; Wollust ward dem Wurm gegeben, und der Cherub steht vor Gott.*

*Froh, wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächt'gen Plan, laufet, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen.*

*Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!*

*Brüder, überm Sternezelt muss ein lieber Vater wohnen.*

*Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest du den Schöpfer, Welt? Such' ihn überm Sternezelt! Über Sternen muss er wohnen...*

Alles Lebendige stillt letztlich seine Bedürfnisse aus den natürlichen Ressourcen. Auch alle Menschen, einerlei ob sie moralisch gut oder böse handeln; einfach, weil sie Menschen sind.

Unsere Erde, die Natur gibt uns alles, was wir brauchen. Sie ist uns Freundin, die wir bis zum Äußersten auf die Probe stellen; wenn wir uns aber in Wollust suhlen und der Habsucht frönen, dann bleibt unser Lebensraum ohne Schutz.

Mitmenschen, geht euren Weg der Lebensfreude, so gelassen wie die Planeten, die ihre Bahnen um die Sonne ziehen, und mit der Selbstverständlichkeit, mit der eine Menschenfreundin anderen hilft.

Seid euch gegenseitig fester Halt, Milliarden! Diese solidarische Verbundenheit mit der ganzen Welt!

Mitmenschen, unsere Sehnsuchtsorte sind die Gemeinschaften der anderen, die uns Schutz, Fürsorge und Geborgenheit bieten, und die für uns da sind, wenn wir in Not selber nicht mehr weiterwissen.

Die Menschlichkeit ist euch am verlassen? Erinnert euch der Liebe, die in der Welt ist! Nutzt die Kraft und die kreativen Möglichkeiten, die in eurem Innern, eurem spezifischen Ethos und eurer Verantwortungsübernahme liegen, und sucht nach dem Beistand derer, die euch zum und zur Nächsten werden...

Mitmenschen! Die Menschheit ist nicht verloren! Lasst euch das nicht einreden! Sondern lasst uns diese sehr kurze Zeit, die wir hier haben, nutzen, um – als Mitmenschen – zusammen eine Welt zu gestalten, in der wir alle leben können!

Nach der fulminanten Schlusskadenz, tosender Applaus. Zweitausend Menschen – animiert von Beethoven – schwingen für einen Moment im gleichen Takt, miteinander verbunden, und im Innersten bereit, etwas Zuversicht, Frieden und Sorgfalt in die Welt zu tragen, um sie damit ein kleines bisschen besser zu machen.

Und ich wünsche in jenem Moment, dass zumindest einige dieser Menschen jeder/m Einzelnen meiner sozialen Umgebung einige ›Funken‹ von Beethovens Botschaft aus seiner Choral-Symphonie mit der Idee der Mitmenschlichkeit, der Solidarität, der Freiheit und der demokratischen Real-Utopie überbringen werden, die ihnen die Lebensfreude immer wieder neu entfachen.

Luzern, 10. Dezember 2024  
Tag der Menschenrechte / Gedenktag zur  
Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte

Beat Schmocker  
Sozialarbeiter und Sozialarbeitswissenschaftler  
Professor em. für Theorie und Ethik Sozialer Arbeit  
Libellenrain 23  
6004 Luzern  
041 420 91 45  
tell-me@beat-schmocker.ch  
www.beat-schmocker.ch